

A woman with dark hair, wearing a white long-sleeved blouse and a dark skirt, is seen from the side, looking out of a window. The window is divided into six panes. The background outside the window is dark and blurry, suggesting an interior or a very dark outdoor setting. The window frame is white and set into a wall with light-colored horizontal siding.

Henry  
James

Porträt  
einer  
jungen  
Dame

Roman · ars vivendi

ars vivendi<sup>®</sup>

Henry James  
Porträt einer jungen Dame  
Roman

Aus dem Englischen  
von Gottfried Röcklein

ars vivendi

Die Originalausgabe erschien 1881 unter dem Titel *The Portrait of a Lady*.

Überarbeitete Neuausgabe 2015

© 1996, 2015 by ars vivendi verlag GmbH & Co. KG

Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen.

Das eingesetzte Material stammt aus ökologisch und sozial  
verantwortungsvoller Forstwirtschaft.

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-584-7

# Porträt einer jungen Dame



# Teil 1



# 1

Wenn ganz bestimmte Umstände zusammentreffen, dann gibt es nur wenige Stunden im Leben, die angenehmer sind als die, welche jenem Zeremoniell gewidmet sind, das als Nachmittagstee bekannt ist. Und es gibt Umstände, in denen die Situation an sich, ob man sich nun am Tee gütlich tut oder nicht – was manche Menschen selbstverständlich niemals tun –, zum Anlass eines Entzückens wird. Die speziellen Umstände, die ich gerade jetzt vor Augen habe, da ich diese simple Geschichte darzulegen und zu entfalten beginne, gaben einen vortrefflichen Rahmen für arglose Kurzweil ab. Die Utensilien für die kleine Festivität waren auf dem Rasen eines alten englischen Landsitzes zurechtgelegt, zu einer Tageszeit, die ich als genau die Mitte eines großartigen Sommernachmittags bezeichnen würde. Ein Teil des Nachmittags war schon verstrichen, doch eine gute Spanne von ihm übrig geblieben, und das, was blieb, war von einmaliger und auserlesenster Beschaffenheit. Bis zur eigentlichen Abenddämmerung waren es noch etliche Stunden, doch hatte die Flut des sommerlichen Lichtes schon begonnen abzuebben; die Luft war mild geworden, und lang lagen die Schatten auf dem ebenmäßig weichen, dichten englischen Rasen. Mählich nur, jedoch unaufhaltsam wurden sie immer länger, und die Szenerie vermittelte jene Ahnung kommender Mußestunden, die vermutlich die hauptsächliche Quelle unserer Freude bei einem solchen Anblick und zu solcher Stunde ausmacht. Unter gewissen Gegebenheiten stellt die Zeitspanne zwischen fünf und acht Uhr eine kleine Ewigkeit dar, aber bei einem Anlass wie diesem konnte es sich dabei nur um eine Ewigkeit des Vergnügens handeln. Die mitwirkenden Personen gönnten sich dieses Vergnügen in aller Ruhe, und es handelte sich bei ihnen nicht um Angehörige jenes Geschlechts, von dem man gemeinhin erwartet, dass es bei besagtem Zeremoniell eine dienende oder eher dekorative Funktion übernimmt. Die Schatten auf dem tadellosen Rasen verliefen gerade und im Winkel zueinander. Es waren der Schatten eines alten Mannes, der in einem bequemen Korbsessel bei dem niedrigen Tischchen saß, auf dem der Tee serviert worden war, und jene von zwei jüngeren Männern, die vor dem alten

Mann hin- und herschlenderten und zwanglos miteinander plauderten. Der alte Mann hielt seine Tasse in der Hand; es war eine ungewöhnlich große Tasse, von anderem Dekor als das übrige Service und mit leuchtenden Farben bemalt. Er nahm ihren Inhalt mit großer Behutsamkeit zu sich und hielt sie lange dicht vor dem Kinn, das Gesicht dem Haus zugewandt. Die Männer, die ihm Gesellschaft leisteten, hatten ihren Tee entweder schon genossen oder nahmen ihr Recht auf Teilhabe an dem exquisiten Genuss gleichgültig zur Kenntnis. Sie rauchten Zigaretten und schlenderten dabei weiter auf und ab. Von Zeit zu Zeit betrachtete einer von ihnen beim Vorübergehen den alten Mann mit einer gewissen Aufmerksamkeit, welcher selber wiederum, der Beobachtung nicht gewahr, den Blick auf die leuchtend rote Vorderfront seiner Behausung gerichtet hielt. Das Bauwerk, das sich jenseits des Rasens erhob, war von einer architektonischen Beschaffenheit, die eine solche Wertschätzung belohnte, und war zugleich für dieses spezifisch englische Gemälde, das ich zu entwerfen trachte, das am meisten charakteristische Objekt.

Es stand auf einer flachen Anhöhe über dem Fluss, bei dem es sich um die Themse handelte, gut vierzig Meilen von London entfernt. Eine lange, gegiebelte Vorderfassade aus rotem Ziegelstein, mit dessen Farbton Zeit und Witterung allerlei malerischen Schabernack getrieben hatten, wodurch er jedoch nur umso besser und raffinierter zur Geltung kam, präsentierte sich zur Rasenseite hin mit stellenweisem Efeubewuchs, mit dicht beieinanderstehenden Kaminen und mit von wuchernden Kletterpflanzen eingerahmten Fenstern. Das Gebäude hatte einen Namen und eine Geschichte. Der alte Herr, der gerade seinen Tee trank, hätte jedem Betrachter liebend gern davon erzählt: wie es unter Edward VI. erbaut worden war; wie es sich eine Nacht lang mit seiner Gastlichkeit der großen Königin Elizabeth zur Verfügung gestellt hatte (die ihren königlichen Leib auf einem riesigen, prachtvollen und fürchterlich kantigen Bett ausgestreckt hatte, das noch immer die unangefochtene Zierde der Schlafgemächer bildete); wie es während der Cromwellschen Kriege beträchtlich in Mitleidenschaft gezogen, verunstaltet und dann, in der Restaurationszeit, renoviert und erheblich vergrößert worden war; wie es schließlich im achtzehnten Jahrhundert Umbauten und Entstellungen durchgemacht hatte und anschließend in die pflegliche Obhut eines lebensklugen und gewitzten amerikanischen Bankiers übergegangen war, der es ursprünglich nur deshalb gekauft hatte, weil es (wegen gewisser Umstände, die zu kompliziert sind,

um sie hier auszubreiten) als außerordentlich günstiges Angebot offeriert worden war. Begleitet von heftigem Murren über des Hauses Hässlichkeit, sein hohes Alter und all die damit verbundenen Unannehmlichkeiten hatte er es gekauft, und jetzt, nach immerhin zwanzig Jahren, war aus seinem Grummeln eine wahrhaft ästhetische Leidenschaft geworden, sodass er nunmehr alle Vorzüge und Eigentümlichkeiten kannte und einem Betrachter genau die Stelle zeigen konnte, von wo aus man sie alle zugleich in ihrem Zusammenwirken sah, und ihm genau die Stunde nennen konnte, in der die Schatten seiner verschiedenartigen Vorsprünge, die so weich auf das einladende, verwitterte Mauerwerk fielen, gerade die richtigen Abmessungen hatten. Zudem hätte er, wie schon angedeutet, die meisten Besitzer und Bewohner der Reihe nach aufzählen können (von denen mehrere von allgemeiner Berühmtheit gewesen waren), und dies hinwiederum im Ton unaufdringlicher Überzeugung, dass das jüngste Stadium seiner Bestimmung keineswegs das am wenigsten ehrwürdige sei. Die Frontseite des Hauses, welche jenen Teil des Rasens überblickte, dem gerade unser Interesse gilt, war nicht die Eingangsseite; diese befand sich in einer ganz anderen Richtung. Hier vorne regierte private Zurückgezogenheit vor allem, und der breite Rasenteppich, der die auf ihrem höchsten Punkt ebene Anhöhe bedeckte, erweckte den Eindruck, als sei er nichts anderes als die äußere Fortführung einer luxuriösen Innenausstattung. Die hohen, erhabenen, stillen Eichen und Buchen warfen einen schwarzen Schatten auf die Erde, undurchdringlich wie ein Samtvorhang, und der Ort, von dem gerade die Rede ist, war tatsächlich mit Attributen eines Innenraums dekoriert: mit Sitzpolstern und farbenprächtigen Teppichbrücken, mit Büchern und Zeitungen, die auf dem Gras lagen. Der Fluss befand sich in einiger Entfernung – dort, wo die sanft abfallende, grasbewachsene Böschung flach auslief, um genau zu sein. Nichtsdestoweniger war es ein ganz entzückender Spaziergang hinunter zum Wasser.

Der alte Herr am Teetischchen war vor dreißig Jahren aus Amerika herübergekommen und hatte seinerzeit, ganz obenauf im Reisegepäck, sein amerikanisches Wesen mitgebracht, all das, was den Amerikaner ausmacht: äußere Erscheinung, Physiognomie, Charakter. Und er hatte es nicht nur mit herübergebracht, sondern auch tadellos in Schuss gehalten, sodass er, falls nötig, alles genauso wieder hätte zusammenpacken und mit größter Selbstverständlichkeit in das Land seiner Herkunft mitnehmen können. Im Augenblick sah es allerdings gar nicht danach aus, als hätte er

vor, sich vom Ort seiner Wahl selbst zu verbannen. Die Zeit seiner großen Reisen war vorbei, und er genoss jetzt die Ruhe vor dem ganz großen Ausruhen. Er hatte ein schmales, glatt rasiertes Gesicht mit gleichmäßigen Zügen und einem Ausdruck von friedfertiger Gelassenheit und pfiffiger Klugheit zugleich. Augenscheinlich handelte es sich um ein Gesicht mit einem begrenzten Repertoire an Ausdrucksmöglichkeiten, sodass die Miene zufriedener Gewitztheit umso vortrefflicher zur Geltung kam. Sie schien mitzuteilen, dass er zwar im Leben erfolgreich, dass dieser Erfolg aber kein uneingeschränkter oder Neid und Ärgernis erregender gewesen war, sondern ihm auch viel von der Gutartigkeit des Misslungenen eignete. Ganz sicher hatte der alte Herr umfassende Erfahrungen im Umgang mit Menschen gemacht; dennoch spiegelte sich soeben eine fast bäuerliche Einfalt in dem schwachen Lächeln wider, das auf seinen großflächigen, eingefallenen Wangen spielte und seinem heiteren Blick zusätzlichen Glanz verlieh, als er schließlich langsam und mit Bedacht die große Teetasse auf dem Tischchen abstellte. Seine Kleidung war von schlichter Eleganz, ein sauber gebürstetes Schwarz. Aber über seine Knie war eine zusammengelegte Stola gebreitet, und dicke, bestickte Hausschuhe umschlossen seine Füße. Ein hübscher Collie lag neben seinem Sessel im Gras und beobachtete das Gesicht seines Herrn mit fast der gleichen zärtlichen Zuneigung, mit der jener den noch imposanter gewordenen Anblick des Hauses in sich aufnahm, und ein kleiner, struppiger, lebhafter Terrier widmete den anderen Gentlemen sporadisch seine Aufmerksamkeit.

Von diesen war der eine ein bemerkenswert gut gebauter Mann von fünfunddreißig Jahren mit einem Gesicht, das so englisch war wie das des von mir soeben skizzierten alten Herrn unenglisch. Ein auffallend schönes Gesicht von frischem Teint, offen und ehrlich, mit festen, klar geschnittenen Zügen, lebhaften, grauen Augen und der prächtigen Zierde eines rötlich-braunen Bartes. Diese Person hatte das gewisse Aussehen eines vom Glück begünstigten, außergewöhnlichen, intelligenten Menschen – die Ausstrahlung eines heiter-ausgeglichene Gemüts, durchdrungen von höchster Kultiviertheit, was sicher fast jeden Betrachter auf der Stelle neidisch gemacht hätte. Der Mann war gestiefelt und gespornt, als sei er gerade nach langem Ritt aus dem Sattel gestiegen. Er trug einen weißen Hut, der ihm augenscheinlich zu groß war. Beide Hände hatte er auf dem Rücken, und in einer von ihnen – in einer großen, weißen, wohlgeformten Faust – hielt er ein Paar zerknüllte, verschmutzte Hundslederhandschuhe.

Sein Begleiter, welcher gemessenen Schrittes neben ihm auf dem Rasen spazierte, war ein Mensch von völlig anderer Erscheinung, der – obgleich unsere Neugierde auch durch ihn in erheblichem Maß geweckt worden wäre – in uns doch nicht den Wunsch hätte wach werden lassen, aufs Geratewohl mit ihm tauschen zu wollen. Groß, schlank, von unproportionierter Gestalt und schwächlicher Konstitution, hatte er ein hässliches, kränkliches, geistreiches, reizvolles Gesicht, mit einem widerborstigen Schnurr- und Backenbart ausgestattet, aber keinesfalls geziert. Er sah klug und zugleich krank aus – eine nicht gerade sehr geglückte Kombination – und trug ein braunes Samtjackett. Die Hände hatte er in die Taschen gesteckt, und die Art und Weise, wie er das tat, verriet, dass es sich dabei um eine unausrottbare Angewohnheit handelte. Sein Gang war ein watschelndes Dahintrotten; der Mann war nicht sehr sicher auf den Beinen. Wie schon gesagt, ließ er jedes Mal, wenn er an dem alten Herrn im Sessel vorüberging, den Blick auf ihm ruhen, und in genau diesem Augenblick, in dem man beide Gesichter zueinander in Beziehung setzen und miteinander vergleichen konnte, war leicht zu erkennen, dass es sich bei den zwei Männern um Vater und Sohn handelte. Schließlich fing der Vater doch noch den Blick seines Sohnes auf und erwiderte ihn mit einem freundlichen Lächeln.

»Ich mache sehr gute Fortschritte«, sagte er.

»Du hast deinen Tee schon getrunken?«, fragte der Sohn.

»Ja, und er hat mir gut geschmeckt.«

»Soll ich dir noch etwas nachschenken?«

Der alte Mann überlegte in aller Ruhe. »Na – ich schätze, ich warte erst mal ein bisschen.« Beim Sprechen hörte man den amerikanischen Tonfall heraus.

»Ist dir kalt?«, erkundigte sich der Sohn.

Der Vater rieb sich bedächtig die Beine. »Na – ich weiß nicht so recht. Ich kann das erst sagen, wenn ich was fühle.«

»Du könntest ja jemanden mitfühlen lassen«, sagte der junge Mann lachend.

»Oh, ich hoffe doch, dass da immer jemand mit mir fühlt! Haben Sie etwa kein Mitgefühl mit mir, Lord Warburton?«

»Aber ja, unendlich viel«, reagierte der mit Lord Warburton angesprochene Gentleman prompt. »Was mich zu der Feststellung zwingt, dass Sie ein wunderbares Bild gemütlicher Geruhsamkeit abgeben.«

»Na – das trifft vermutlich auch zu; zum größten Teil jedenfalls.« Und dabei sah der alte Mann auf seine grüne Stola hinab und strich sie über den Knien glatt. »In Wahrheit habe ich es mir schon seit so vielen Jahren in meiner Geruhsamkeit eingerichtet, dass ich mich wahrscheinlich völlig daran gewöhnt habe und sie gar nicht mehr registriere.«

»Ja, das ist ja das Langweilige an der Geruhsamkeit«, sagte Lord Warburton. »Wir registrieren sie erst wieder, wenn uns etwas Ungemütliches dazwischenkommt.«

»Ich habe den Eindruck, wir sind ganz schön versnobt«, bemerkte sein Begleiter.

»Keine Frage – und wie wir versnobt sind!«, brummte Lord Warburton. Und dann verharrten die drei Männer eine Weile in Schweigen. Die beiden jüngeren standen da und sahen auf den dritten hinab, der alsbald doch nach mehr Tee verlangte. »Man könnte meinen, dass Sie mit dieser Stola nicht recht glücklich sind«, nahm Lord Warburton das Gespräch wieder auf, während sein Begleiter die Tasse des alten Mannes erneut füllte.

»Sei still, die Stola *muss* er haben!«, rief der Gentleman im Samtjackett. »Setz ihm keine Flausen in den Kopf!«

»Sie gehört meiner Frau«, sagte der alte Mann schlicht.

»Oh, wenn es aus sentimentalen Gründen ist –« Und Lord Warburton machte eine Geste der Entschuldigung.

»Wenn sie kommt, werde ich sie ihr wohl zurückgeben müssen«, fuhr der alte Mann fort.

»Du wirst, bitte sehr, nichts dergleichen tun. Du wirst damit schön deine armen, alten Beine zudecken.«

»Na – was fällt dir denn ein, meine Beine zu beschimpfen!«, sagte der alte Mann. »Die dürften noch genauso gut sein wie deine.«

»Ach – aber die meinen darfst du nach Herzenslust beschimpfen«, erwiderte sein Sohn und schenkte ihm Tee nach.

»Tja – wir sind eben zwei Krüppel und zu nichts zu gebrauchen. Viel Unterschied besteht da wohl nicht zwischen uns.«

»Recht herzlichen Dank für den Krüppel! Wie ist dein Tee?«

»Recht heiß.«

»Was ja allgemein als Vorzug gilt.«

»Oh, dann hat er reichlich Vorzüge«, knurrte der alte Mann gutmütig. »Er ist nämlich ein hervorragender Pfleger, Lord Warburton.«

»Stellt er sich denn nicht ein wenig arg tollpatschig an?«, fragte Seine Lordschaft.

»O nein, er ist überhaupt nicht tollpatschig, wenn man bedenkt, dass er ja selbst Invalide ist. Er gibt einen hervorragenden Pfleger ab – für einen kranken Pfleger. Ich nenne ihn immer meine kranke Schwester, weil er selbst krank ist.«

»Jetzt reicht's aber, Daddy!«, rief der hässliche junge Mann aus.

»Na – du bist aber doch krank! Ich wollte, du wärest es nicht. Aber das ist ja wohl nicht mehr zu ändern.«

»Ich kann's ja mal versuchen! Das ist überhaupt *die* Idee«, sagte der junge Mann.

»Sind Sie je krank gewesen, Lord Warburton?«, fragte sein Vater.

Lord Warburton dachte kurz nach. »Ja, Sir, einmal war mir speiübel, im Persischen Golf.«

»Er macht sich über dich lustig, Daddy«, sagte der junge Mann. »Das sollte eine Art Scherz sein.«

»Tja – wo man heutzutage auch hinsieht: Scherze aller Art«, gab Daddy gelassen zurück. »Jedenfalls sehen Sie nicht so aus, als seien Sie je krank gewesen, Lord Warburton.«

»Er leidet unsäglich am Leben, wie er mir gerade gestanden hat. Und zwar in einem ganz fürchterlichen Ausmaß«, sagte Lord Warburtons Freund.

»Stimmt das, Sir?«, fragte der alte Mann ernst.

»Falls es stimmen sollte, dann hat mir Ihr Sohn keinerlei Trost gespendet. Als Gesprächspartner ist er schlichtweg ekelhaft – ein richtiger Zyniker. Er scheint an überhaupt nichts zu glauben.«

»Das sollte schon wieder ein Scherz sein«, sagte die des Zynismus beschuldigte Person.

»Das kommt daher, weil es so schlecht um seine Gesundheit bestellt ist«, erklärte der Vater Lord Warburton. »Das beeinträchtigt seinen Geist und verfälscht seine Wahrnehmung der Umwelt. Er bildet sich offenbar ein, nie eine Chance gehabt zu haben. Aber das ist fast alles reine Theorie, wissen Sie. Seine Lebensgeister scheinen jedenfalls nicht darunter zu leiden. Ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals nicht gut gelaunt gesehen zu haben, etwa so, wie er im Moment ist. Mich muntert er oft genug auf.«

Der so beschriebene junge Mann sah Lord Warburton an und lachte. »War das jetzt eine flammende Lobrede, oder wurde ich gerade des sorg-

losen Lebenswandels gescholten? Hättest du es vielleicht gern, dass ich meine Theorien in die Tat umsetze, Daddy?»

»Heiliger Bimbam, das gäbe eine schöne Bescherung!«, rief Lord Warburton aus.

»Ich hoffe, du fängst nicht damit an, solche Töne zu spucken«, sagte der alte Mann.

»Warburton spuckt viel schlimmere Töne. Er spielt andauernd den Angeödeten. Ich bin nicht im Mindesten angeödet. Dafür finde ich das Leben zu interessant.«

»Ach, *zu* interessant findest du es. Da solltest du aber etwas dagegen tun, hörst du!«

»Ich bin nie angeödet, wenn ich hierherkomme«, sagte Lord Warburton. »Hier kann man immer so ungewöhnlich gute Gespräche genießen.«

»Ist das schon wieder so eine Art Scherz?«, fragte der alte Mann. »Für Sie gibt es überhaupt keine Entschuldigung, irgendwie angeödet zu sein. Als ich in Ihrem Alter war, hatte ich von so etwas noch nicht einmal gehört.«

»Dann waren Sie vermutlich ein Spätentwickler.«

»Nein, ich habe mich sehr früh entwickelt. Genau das war ja der Grund. Im Alter von zwanzig war ich tatsächlich schon recht gut entwickelt. Ich habe wie ein Irrer geschuftet. Sie wären auch nicht angeödet, wenn Sie was zu tun hätten. Aber ihr jungen Männer seid ja allesamt nur Tagediebe. Ihr denkt zu viel an euer Vergnügen. Ihr seid zu verwöhnt und zu gleichgültig und zu reich.«

»Na, das sagt der Richtige!«, rief Lord Warburton. »Sie sind ja wohl kaum derjenige, der einen Mitmenschen des Reichtums beschuldigen dürfte!«

»Sie meinen, weil ich Bankier bin?«, fragte der alte Mann.

»Deswegen auch, wenn Sie so wollen; und weil Sie ja anscheinend über unbegrenzte Mittel verfügen – oder tun Sie das etwa nicht?«

»So reich ist er nun auch wieder nicht«, schaltete sich der andere junge Mann barmherzig ein. »Er hat Unsummen an Geld verschenkt.«

»Na gut, aber es dürfte ja wohl sein eigenes Geld gewesen sein«, sagte Lord Warburton, »was dann der beste Beweis für Reichtum wäre, oder? Man darf einem öffentlichen Wohltäter nicht gestatten, sich über die angebliche Vergnügungssucht anderer auszulassen.«

»Daddy ist selbst sehr vergnügungssüchtig – süchtig danach, anderen Vergnügen zu bereiten.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Ich behaupte nicht, irgendetwas zur Belustigung meiner Zeitgenossen beigetragen zu haben.«

»Mein lieber Vater, nun bist du aber viel zu bescheiden!«

»Das soll wohl eine Art Scherz sein, Sir«, sagte Lord Warburton.

»Ihr jungen Männer besteht nur noch aus Scherzen. Wenn man euch die Scherze wegnimmt, habt ihr gar nichts mehr.«

»Glücklicherweise gibt es immer mehr zu scherzen«, bemerkte der hässliche junge Mann.

»Das glaube ich nicht. Ich glaube, dass die Lage immer ernster wird. Das werdet ihr jungen Männer schon noch herausfinden.«

»Der zunehmende Ernst der Lage: Das ist doch *das* Thema für Scherze.«

»Dabei wird es sich zwangsläufig wohl um makabre Scherze handeln«, sagte der alte Mann. »Nach meiner Überzeugung stehen uns große Umwälzungen bevor, und zwar nicht zum Besseren.«

»Da bin ich absolut Ihrer Meinung, Sir«, erklärte Lord Warburton. »Ganz bestimmt wird es große Umwälzungen geben, und es werden jede Menge absolut komische Dinge passieren. Und aus diesem Grund fällt es mir ja so schwer, Ihren Rat zu befolgen. Sie wissen wohl noch, dass Sie mir neulich sagten, ich solle mir ›einen Fixpunkt für mein Leben suchen‹, etwas ›zum Festhalten‹. Da zögert man dann schon, sich etwas zum Festhalten zu suchen, wenn einem das in der nächsten Sekunde gleich wieder entrissen werden kann.«

»Du solltest dir eine hübsche Frau zum Festhalten suchen«, sagte sein Begleiter. »Er bemüht sich nämlich im Augenblick sehr, sich zu verlieben«, fügte er als Erklärung an seinen Vater gewandt hinzu.

»Die hübschen Frauen können einem genauso schnell abhanden kommen!«, stellte Lord Warburton nachdrücklich fest.

»Nein, nein, die bleiben Fixpunkte«, mischte sich der alte Mann wieder ein. »Die werden von den sozialen und politischen Umwälzungen, von denen ich gerade sprach, nicht betroffen sein.«

»Sie meinen, man wird die Frauen nicht abschaffen? Umso besser! Dann werde ich sehen, dass ich baldmöglichst eine zu fassen kriege, die ich mir, wenn's so weit ist, als Rettungsring um den Hals legen kann.«

»Die Frauen werden unsere Rettung sein«, sagte der alte Mann. »Das heißt, die besten von ihnen, denn ich sehe da sehr wohl Unterschiede. Machen Sie sich an eine Gute heran und heiraten Sie sie, und schon wird Ihr Leben viel interessanter.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen bei seinen Zuhörern, hervorgerufen vielleicht von der Empfindung der Großmut, die hinter

dieser Rede steckte, denn weder für den Sohn noch für dessen Besucher war es ein Geheimnis, dass sein eigenes Experiment mit der Ehe nicht als geglückt bezeichnet werden konnte. Allerdings hatte er ja gesagt, er sehe sehr wohl Unterschiede, was man vielleicht als Eingeständnis eines persönlichen Irrtums werten durfte. Selbstverständlich wäre es für seine beiden Gesellschafter unschicklich gewesen zu bemerken, dass die Dame seiner Wahl ganz offensichtlich nicht zu »den Besten« gehört hatte.

»Wenn ich also eine interessante Frau heirate, dann wird es erst richtig interessant: Ist das Ihre Rede?«, fragte Lord Warburton. »Eigentlich bin ich überhaupt nicht scharf aufs Heiraten; das hat Ihr Sohn völlig falsch wiedergegeben. Aber ich weiß natürlich auch nicht, was eine interessante Frau alles mit mir anstellen würde.«

»Ich würde gerne einmal deine Vorstellung von einer interessanten Frau zu Gesicht bekommen«, sagte sein Freund.

»Vorstellungen kann man nicht zu Gesicht bekommen, mein Guter, besonders solche höchst durchgegeistigten wie die meinen nicht. Es wäre schon ein gewaltiger Fortschritt, wenn ich sie selbst zu Gesicht bekäme.«

»Na – Sie können sich ja verlieben, in wen immer Sie wollen. Aber in meine Nichte verlieben Sie sich gefälligst nicht«, sagte der alte Mann.

Sein Sohn brach in Gelächter aus. »Womöglich fasst er das gleich als Herausforderung auf! Mein lieber Vater, seit dreißig Jahren lebst du nun unter den Engländern und hast dir eine Menge von der Art angeeignet, wie sie reden. Aber die Dinge, über die sie *nicht* reden, hast du bis heute noch nicht begriffen!«

»Ich sage, was mir passt«, gab der alte Mann mit aller Gelassenheit zurück.

»Ich habe nicht die Ehre, Ihre Nichte zu kennen«, sagte Lord Warburton. »Ich glaube, es ist das erste Mal, dass ich von ihr höre.«

»Sie ist eine Nichte meiner Frau. Mrs Touchett bringt sie nach England mit.«

Daraufhin erklärte der junge Mr Touchett: »Meine Mutter hat nämlich den Winter in Amerika verbracht, und wir erwarten sie demnächst zurück. Sie schreibt, sie habe eine Nichte entdeckt und sie eingeladen, mit ihr zusammen herüberzukommen.«

»Ah ja – sehr großzügig von ihr«, sagte Lord Warburton. »Ist die junge Dame interessant?«

»Wir wissen von ihr kaum mehr als du; meine Mutter hat keine Einzelheiten geschrieben. Sie verkehrt mit uns hauptsächlich per Telegramm,

und ihre Telegramme sind reichlich rätselhaft. Im Allgemeinen heißt es ja, Frauen könnten gar keine Telegramme abfassen; doch meine Mutter beherrscht die Kunst der Würze in der Kürze meisterhaft. *Amerika satt, Hitze grauenhaft, Rückkehr England mit Nichte, nächster Dampfer mit anständiger Kabine*. So sehen die Botschaften aus, die wir von ihr kriegen, und das war bisher ihre letzte. Aber davor hat es noch eine gegeben, in der, wenn ich mich recht erinnere, die Nichte zum ersten Mal erwähnt wurde. *Hotel gewechselt, absolut schrecklich, Sekretär unverschämt, Adresse hier. Tochter von Schwester mitgenommen, starb letztes Jahr, fahre nach Europa, zwei Schwestern, ziemlich selbstständig*. Über diesen Text rätseln mein Vater und ich seitdem quasi ununterbrochen, denn er scheint eine Unmenge von Deutungen zuzulassen.«

»Eine Sache darin ist sehr klar«, sagte der alte Mann. »Sie hat dem Hotelsekretär kräftig den Marsch geblasen.«

»Selbst da bin ich mir nicht sicher, denn schließlich wurde sie ja rausgekelt. Zuerst dachten wir, es handelt sich bei der besagten Schwester vielleicht um die Schwester des Sekretärs. Aber die nachfolgende Erwähnung einer Nichte scheint zu bestätigen, dass hier auf eine meiner Tanten angespielt wird. Dann gab es die Frage, zu wem die beiden anderen Schwestern gehören. Wahrscheinlich handelt es sich um zwei Töchter meiner verstorbenen Tante. Aber wer ist *ziemlich selbstständig*, und in welchem Sinn wird der Begriff hier gebraucht? Über diesen Punkt sind wir uns noch nicht einig. Wird die Formulierung eher auf die junge Dame bezogen, die von meiner Mutter adoptiert wurde, oder charakterisiert sie auch die beiden Schwestern? Und: Wird sie in einem moralischen oder in einem finanziellen Sinn gebraucht? Bedeutet das, dass sie eine hübsche Erbschaft gemacht haben? Oder bedeutet es einfach, dass sie eben ganz gut allein zurechtkommen?«

»Was auch immer sonst es bedeuten mag, *das* wird es mit ziemlicher Sicherheit bedeuten«, bemerkte Mr Touchett.

»Es wird sich ja bald herausstellen«, sagte Lord Warburton. »Wann trifft Mrs Touchett ein?«

»Da tappen wir völlig im Dunkeln. Sobald sie eine anständige Kabine bekommen kann. Vielleicht wartet sie noch immer darauf. Vielleicht ist sie aber auch schon in England eingetroffen.«

»In diesem Fall hätte sie Ihnen doch wahrscheinlich ein Telegramm geschickt.«

»Sie telegraphiert niemals, wenn man es erwartet; immer nur dann, wenn man es nicht tut«, sagte der alte Mann. »Sie liebt es, aus heiterem Himmel über mich hereinzubrechen. Sie glaubt, sie erwischt mich dann bei etwas Unrechtem. Das ist ihr zwar bis jetzt nicht gelungen, aber sie hat noch längst nicht aufgegeben.«

»Das ist ihr Anteil am Familiencharakter, die Selbstständigkeit, von der sie spricht.« Ihr Sohn beurteilte den Sachverhalt positiver. »Wie groß auch immer die Courage dieser jungen Damen sein mag, die unserer Mutter ist genauso groß. Sie macht sowieso am liebsten alles selbst und glaubt nicht daran, dass irgendjemand sonst genug Energie und Schwung hat, um ihr eine Hilfe sein zu können. Mich hält sie für so wertlos wie eine Briefmarke ohne Gummierung, und sie würde es mir nie verzeihen, sollte ich mich erdreisten, sie in Liverpool abholen zu wollen.«

»Wirst du es mich wenigstens wissen lassen, wenn deine Cousine eingetroffen ist?«, fragte Lord Warburton.

»Nur unter der genannten Bedingung – dass Sie sich nicht in sie verlieben!«, rief Mr Touchett dazwischen.

»Das kommt mir denn doch hart vor. Halten Sie mich für nicht gut genug?«

»Ich halte Sie für zu gut, und mir gefiele es nicht, wenn sie Sie heiraten würde. Sie kommt ja, hoffentlich, nicht deswegen her, um sich einen Mann zu angeln. Das tun jetzt so viele junge Damen, als gäbe es bei ihnen zu Hause keine guten Männer. Und außerdem ist sie ja wahrscheinlich verlobt. Normalerweise sind amerikanische Mädchen sowieso verlobt, glaube ich. Und zudem bin ich mir gar nicht sicher, ob Sie einen vorzeigbaren Ehemann abgeben würden.«

»Sehr wahrscheinlich ist sie verlobt. Ich habe bisher viele junge Amerikanerinnen kennengelernt, und die waren allesamt verlobt. Aber ich schwöre, dass ich nie bemerkt habe, was das für einen Unterschied gemacht hätte! Und was meine Eignung zum guten Ehemann angeht«, fuhr Mr Touchetts Besucher fort, »da bin ich mir dessen selbst nicht so sicher. Man müsste es mal versuchen!«

»Versuchen Sie's, sooft Sie wollen, aber verschonen Sie meine Nichte mit Ihren Versuchungen«, erwiderte der alte Mann lächelnd, dessen Einwände gegen eine derartige Vorstellung von einem kräftigen Humor geprägt waren.

»So ist's recht!«, sagte Lord Warburton mit noch ausgeprägterem Humor. »Aber vielleicht ist sie ja den Versuch gar nicht wert!«

Isabel Archer, eine junge Amerikanerin, begleitet ihre Tante nach dem Tod des Vaters nach England, wo sie mit ihrem Charme rasch die Sympathien ihrer neuen und sehr wohlhabenden Umgebung gewinnt, vor allem die ihres Veters Ralph, der heimlich in sie verliebt ist. Außergewöhnlich attraktiv und dank einer unverhofften Erbschaft mit einem Schläge reich, kann sie es sich leisten, Heiratsanträge angesehener Männer zurückzuweisen und auf ausgedehnten Reisen durch Europa ihre Freiheit zu genießen. In der weltgewandten, abgründigen Madame Merle glaubt Isabel eine mütterliche Vertraute gefunden zu haben. Doch die führt sie in Italien geradewegs Gilbert Osmond zu, von dessen snobistischem Charme sich Isabel blenden lässt. Allen Bedenken ihrer Freunde zum Trotz gibt sie Osmond das Jawort. Bald muss sie erkennen, dass sie einer Intrige zum Opfer gefallen ist ...

**Eine vorbildliche Übersetzung.**

*Alain Claude Sulzer*

**Röckelein versteht es, James' Witz und Ironie für den Leser erlebbar zu machen.**

*Stuttgarter Nachrichten*

ISBN 978-3-86913-584-7



9 783869 135847

€ 24,90 (D)  
€ 25,60 (A)

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)